

Ungeheuchelte Liebe: Röm. 12, 9-13

Vorbemerkung:

Ganz zu Beginn unserer fortlaufenden Lektüre des Römerbriefs habe ich einmal die Empfehlung von Martin Luther erwähnt, den Römerbrief nicht nur zu lesen, sondern geradezu zu kauen. Je länger die Epistel nämlich behandelt wird, sagt Luther, „desto köstlicher wird sie und besser schmeckt sie“.

Unterwegs habe ich bei mir selber und auch bei anderen festgestellt, dass Kauen Zeit braucht. Deshalb haben wir bald einmal nicht mehr ganze Kapitel gelesen, sondern einzelne Abschnitte ausgewählt und uns in den Predigten dazu Gedanken gemacht.

Bei der Vorbereitung der Predigt auf heutigen Gottesdienst nun bin ich nicht über den ersten Satz der Lesung hinaus gekommen. Er gibt, wie mir scheint, genug zu kauen und zu verdauen...

Lesung:

9 Die Liebe sei ohne Heuchelei! Das Böse wollen wir verabscheuen, dem Guten hangen wir an. 10 In geschwisterlicher Liebe sind wir einander zugetan, in gegenseitiger Achtung kommen wir einander zuvor. 11 In der Hingabe zögern wir nicht, im Geist brennen wir, dem Herrn dienen wir. 12 In der Hoffnung freuen wir uns, in der Bedrängnis über wir Geduld, am Gebet halten wir fest. 13 Um die Nöte der Heiligen kümmern wir uns, von der Gastfreundschaft lassen wir nicht ab.

Predigt:

Die Liebe, fordert Paulus zu Beginn unserer Lesung, sei „ohne Heuchelei“.

Das griechische Wort für „Heuchler“, hypokritis, bedeutet eigentlich „Schauspieler“. Die Schauspieler in der Antike stellten ihre Rolle mithilfe einer Maske dar, die das eigene Gesicht verdeckte.

Die ungeheuchelte Liebe ist also jene, die keine Maske trägt. Die Liebe ist das, was bleibt, wenn die Masken fallen.

Menschliches Streben geht in der Regel in Richtung Wachstum, Fortschritt, Zunahme. Das gilt im wirtschaftlichen ebenso wie im intellektuellen und auch im spirituellen Bereich.

Der Umsatz soll wachsen, ebenso das Wissen, die Denkkraft, die Bibliothek. Und schliesslich soll auch die Tiefe spiritueller Erkenntnis zunehmen, der Grad der Erleuchtung, das Charisma der Verkündigung.

Der erste Vers unserer Lesung weist indes in die umgekehrte Richtung. Nicht zunehmen, abnehmen sollen wir. Der Weg des Glaubens schreitet nicht voran, sondern gleichsam rückwärts, bis zum Ursprung.

Nicht die Kornkammern füllen mit geistlicher Nahrung sollen wir, nicht den Tresor mit himmlischen Schätzen – all das ist nicht unsere Aufgabe. Sondern die Hütte Gottes ausräumen, den Tempel der eigenen Seele leer halten und offen für den göttlichen Geist. Ablegen, wegnehmen, was von der Liebe trennt.

Diesen Weg des Abnehmens haben mit und nach Paulus viele Mystikerinnen und Mystiker beschrieben, innerhalb und ausserhalb des Christentums. Einer von ihnen, der mittelalterliche Mönch Meister Eckehart, sagte es so:

„Je lauterer, entblösster und ärmer der Mensch
und je mehr er entleert ist von allen Dingen,
um so reiner erfasst er Gott
und um so mehr wird er eins mit Gott.“

Hier, bei Meister Eckehart, wird deutlich, dass das Entblößen und Entleeren nicht in blosser, leere

Vernichtung führt. Auf paradoxe Weise ist die Leere gottvoll.

Dasselbe Paradox kommt bei Paulus' ungeheuchelter Liebe zum Tragen. Wenn die Masken fallen, dann ist dahinter nicht einfach nichts. Dahinter offenbart sich die Liebe. Das aber kann man im Voraus nicht wissen. Es ist eine Sache des Vertrauens, des Glaubens, christlich gesprochen, dass zuhinterst, zuunterst nur Liebe ist.

Unser deutsches Wort „Person“ kommt von lateinisch „persona“, was wiederum „Maske“ bedeutet. Die persona war im antiken Theater die Maske, die vom Schauspieler aufgesetzt wurde, um seine Rolle darzustellen.

In der Tiefenpsychologie bezeichnet die Persona entsprechend gleichsam die Hülle meines Ichs, die Art und Weise, wie ich mich nach aussen, in der Gesellschaft präsentiere.

Typisches Beispiel für eine Persona ist der Polizist in seiner Uniform. Uniformen repräsentieren eine gesellschaftliche Identität. Sie machen sie erkennbar. Das kann sinnvoll sein, wie eine Szene letzte Woche auf dem Friedhof zeigte. Sie war so komisch, dass die Angehörigen mitten in einer sehr schweren Situation zu lachen anfangen:

Die Friedhofsgärtnerin trägt eine Uniform, die jener der VBZ-Kontrolleure gleicht. Nun machte sie sich am Grab zu schaffen, wo wenig später die Abdankung stattfinden sollte. Eine der Angehörigen ging zu ihr und bat sie empört, das Grab in Ruhe zu lassen – in der Meinung, hier sei eine unbefugte VBZ-Kontrolleurin am Werk.

In der Regel passieren solche Verwechslungen nicht. In der Regel tragen Uniformen zur Erkennbarkeit einer Person bei. Mit diesem Argument hat sich unser Kirchenratspräsident kürzlich für den Talar stark gemacht. So wie eine Ärztin ihren Kittel trägt, so soll der Pfarrer seinen Talar tragen, damit man weiss, mit wem man's zu tun hat in einer multireligiösen Gesellschaft.

Es gibt vermutlich Gründe für und gegen einen Talar. Die heutige Lesung spricht dagegen. Das Wort von der ungeheuchelten Liebe legt einem nahe, die Personae, die Masken, die gesellschaftlichen Rollen abzulegen. All das, worauf wir unsere Identität abstützen, die stabilisierenden Faktoren unseres Alltagsbewusstseins und des gesellschaftlichen Lebens. Der Beruf, der Zivilstand, die Kontonummer.

Sie denken zurecht: Das geht nicht. Ich denke es auch. Diese Weisung von Paulus ist nicht die einzige in der Bibel, die einen überfordert.

Wenn Jesus sagt, wir sollen unsere Feinde lieben, oder wenn er sagt, wir sollen werden wie die Kinder, so unmittelbar, so spontan, dass man zu tanzen beginnt, wenn zur Hochzeit aufgespielt wird, und zu weinen, wenn der Trauermarsch ertönt – dann ist das alles nicht einfach so machbar. Selbst wenn man es will, funktioniert es nicht einfach so.

Und doch: Es gibt Momente, in denen durch alles hindurch die ursprüngliche Liebe zu leuchten scheint.

Wenn Eltern im Zusammenhang mit der Geburt ihres Kindes von Geschenk sprechen, von Dankbarkeit, Glück und von Wunder.

Und auch am Grab erlebe ich manchmal solche Momente, in denen das reine, nackte Menschsein zum Tragen kommt. Bruderzwist, Generationenkonflikt, geschäftliche Konkurrenz, gesellschaftlicher Status – alles geht weg, fällt wie die Maske am Ende des Theaters, verweht wie die Asche im Wind. Was bleibt, ist die Liebe.

Sie ist unverfügbar, nicht machbar, nicht produzierbar. Sie ist unser wahres Wesen, unser ursprüngliches Gesicht. Zugleich ist sie göttlichen Ursprungs.

Seit sieben Monaten befassen wir uns nun mit dem Römerbrief. Sein Autor, der Apostel Paulus gilt der Forschung als „einziger genialer Wildling in der sauber gezüchteten Baumschule des griechischen

Literatentums der Zeit.“ (Hans Lietzmann)

So sperrig, knorrig, komplex wie seine Sprache ist auch sein Denken. Und dann gibt es Stellen, wo mitten aus diesem inneren Ringen Worte der Gnade hervorbrechen – am hellsten und hymnischsten am Ende des 8. Kapitel. Dort heisst es:

„Ich bin mir gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Hohes noch Tiefes noch irgend ein anderes Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm. 8, 38f.)

Hier ist sie wieder, die Liebe – in Jesus Christus, auf der Schnittstelle zwischen Gott und Mensch. Hier offenbart sie sich klar, lauter, einfach – von keiner Maske verstellt, von keinem Ego getrübt.

Dann kommen sie wieder zurück, die „Heucheleien“, die den ursprünglichen Glanz verschatten. Nicht bei Jesus Christus, aber bei Paulus, der verstrickt ist in Querelen wie kaum ein anderer.

Und auch bei uns verweilen die Augenblicke der absoluten Gnade, der reinen Liebe nicht. Die Erinnerung indessen lässt einen ahnen, wie es einst sein wird, wenn alles vergeht, die letzte Maske fällt und die Liebe bleibt.

Zürich-Schwamendingen, 8. Juni 2008

Andreas Fischer.